SPORTLERIN
Mittwoch, 28. September 2022
Publikumszeitschrift / Kein Zyklus
Seite: 5-12, 16-17, 16-17 / ganze Seite

87.125 - MTW - LMS-7247470

SKI ALPIN

«DIE FLÜGEL LASSE ICH MIR NICHT STUTZEN»

Sie ist eine der grössten Schweizer Sportlerinnen der Geschichte. Sie war erfolgreich und beliebt und prägte die Achtzigerjahre mit ihren Siegen und ihrer Popularität. Heute ist Maria Walliser bald 60 Jahre alt – aber immer noch in vielen Bereichen aktiv und sehr sportlich unterwegs. Walliser spricht im grossen Interview über ihre famose Karriere und die Duelle mit Michela Figini, über grandiose Triumphe und bittere Niederlagen – und darüber, wie sich ihr Leben schlagartig änderte, als ihre Tochter Siri mit einem offenen Rücken zur Welt kam.

Fabian Ruch im Gespräch mit Maria Walliser

Schnell und elegant: Maria Walliser 1987 an der Ski-WM in Crans-Montana (Keystone)

Man beginnt ein Interview ja nicht mit dieser Frage. Aber wir haben lange nichts mehr von Ihnen gehört. Darum: Wie geht es Ihnen, was machen Sie im Leben?

Viel. Und wenig. Ich hatte diese Vielfalt im Leben schon immer, das ist mir wichtig. Denn die vielen interessanten Beschäftigungen bringen mich dazu, es zu schätzen, wenn einmal etwas weniger läuft. Für mich ist es wichtig, die Balance halten zu können.

Und wie sehr sind Sie mit der Balance in Ihrem Leben zufrieden?

Es geht ganz gut, ist aber eine Gratwanderung. Wichtig für mich ist, meine Leidenschaften ausleben zu dürfen. Ich bin bald 60 Jahre alt, fühle mich aber jünger, gehe zum Beispiel oft in die Berge und laufe und laufe und laufe, immer höher, immer weiter. Dann kann ich alles hinter mir lassen, auf Hochtouren oder beim Klettern, dann bin ich weg aus dem Alltag, in der wunderschönen Natur. Ich gehe auch gerne auf 4000er-Berge. Mit solchen Projekten wie zum Beispiel, den höchsten Berg aller 26 Kantone zu besteigen, begann ich allerdings erst vor ein paar Jahren, als ich spürte, dass unsere beiden Mädchen mich nicht mehr jeden Tag brauchten. Vorher war ich als Mutter keine Risiken eingegangen.

«ICH WERDE IM LEBEN NIE AUSGELERNT HABEN UND BIN IMMER OFFEN FÜR NEUE AUSBILDUNGEN»

Als wir Informationen über Sie einholten, erfuhren wir, dass Sie schon lange Winzerin sind.

Winzerin ist ein grosses Wort. Wir haben bei unserem Haus in Malans aber tatsächlich ein paar Biorebstöcke, die ich 2005 selber gepflanzt habe. Ich bin ja eine Bauerntochter und weiss schon, wie man anpackt. Es tut mir gut, stundenlang auf und in der Erde zu stehen, dreckige Hände, der Körper zittert vor Anstrengung, das ist eine erfüllende Tätigkeit. Mein kleiner Weinberg ergibt pro Jahr etwa 70 Magnumflaschen eines feinen Bio Cabernet Jura. Ohne Etikette übrigens, denn ich versteigere die Flaschen zum Beispiel an Referaten oder Charities. Der Erlös kommt in die Stiftung Folsäure für Projekte und Unterstützung von Familien mit Spina-Kindern.

Es hiess auch, dass Sie immer wieder neue Ausbildungen machen würden. Was sagt das über Sie aus?

Vermutlich, dass ich Challenges mag und Herausforderungen suche. Das war ja als Spitzensportlerin schon so. Ich habe zum Beispiel als bereits reifere Frau Yoga-Ausbildungen gemacht zusammen mit tollen jungen Frauen. Das habe ich nur für mich gemacht, ich gab nie Stunden. Ich experimentierte schon mit 19, 20 Jahren mit Yoga oder mit traditioneller chinesischer Medizin, als das im Skizirkus überhaupt nicht verbreitet war. Dieses Körperbewusstsein hilft mir, das war auch nach meiner Karriere als Skifahrerin so, als ich dank meinen Erfahrungen wertvolle Aspekte in die Familie einbringen konnte für Körper, Herz, Kopf. Ich werde im Leben nie ausgelernt haben und bin immer offen für neue Ausbildungen. Da gibt es ein gutes Beispiel.

Erzählen Sie.

Ich suche jedes Jahr etwas Neues, um mich fortzubilden. Kürzlich machte ich die Prüfung zum Motorbootfahren und war bei der Theorie mit 50 jungen Menschen in einem Raum. Was für ein Gefühl! Und ich treibe immer noch viel Sport, nicht nur Bergsteigen, Yoga und Skifahren, auch Golf, Biken, Langlauf.

Sind Sie auf den Skiern immer noch schnell unterwegs?

Wenn es sein muss, kann ich schon Gas geben. Aber meistens ist es Genussskifahren, denn ich bin ja mit meiner Familie oder mit Freunden zusammen.

Schauen Sie manchmal Rennen von früher an?

Selten. Aber wenn die Frauen auf Traditionsstrecken unterwegs sind, dann gucke ich schon, was sich verändert hat, und erinnere mich an meine Fahrten. Wichtige Rennen von mir habe ich alle im Kopf, da weiss ich noch viele Details, auch bald 40 Jahre später.

Sie waren ein grosser Skistar. Was kam danach?

Nach meiner Karriere war ja alles aufgegleist. Ich hatte Werbeverträge für PR und Kommunikation, machte Schauspielausbildungen in Los Angeles und New York. In der nachfolgenden Weltcupsaison durfte ich als Co-Kommentatorin beim SRF arbeiten, habe mich als Journalistin geübt oder für meinen Ausrüster Völkl die Nachwuchsförderung koordiniert. Nach der Geburt unserer ersten Tochter änderte sich mein Arbeitsfeld. Öffentlich war ich eigentlich nur noch für soziale Einrichtungen und Stiftungen unterwegs. Ich wurde Präsidentin der Stiftung Folsäure Schweiz, Botschafterin für SOS-Kinderdorf, die Ronald-McDonald-Kinderstiftung und die fit4future-Stiftung. Die Glaubwürdigkeit und die Kindergesundheit waren mir immer sehr wichtig. Eine andere Geschichte möchte ich gerne noch erwähnen: Die zwei Jahre als Athletenvertreterin für die Schweizer Olympiakandidatur Sion 2006 haben mich sehr geprägt. Über diese Erfahrungen könnte ich ein Buch schreiben, es war so herausfordernd und lehrreich, mit unserem Präsidenten Adolf Ogi unterwegs zu sein und für diese Spiele zu kämpfen.

Das hört sich alles sehr interessant an. Beginnen wir doch von vorne: Was waren Sie für ein Mädchen?

Ich war ein Wirbelwind, bei mir blieb ein Leibchen nie lange sauber. Ich sprang und rannte, war wild und eine talentierte Geländeläuferin. Unser Papa betrieb im Dorf in Mosnang einen Skilift, der bei uns am Bauernhof war. Wir vier Kinder mussten mithelfen, mein Job war es, Billette zu knipsen. Oft durfte ich, wenn es weniger Leute hatte oder nach Betriebsschluss, dann auch ein paar Runden auf den Skiern drehen.

«ICH WAR NIE EIN KLASSISCHES SKI-SCHÄTZCHEN»

Ihr Talent war also früh erkennbar?

Nein, überhaupt nicht. Mein älterer Bruder trainierte im Skiklub, meine Schwester und ich gingen mit, durften dann in den Sommerferien auch mal auf einen Gletscher. Dass ich entdeckt wurde, war aber Zufall. Irgendwann sah ein Trainer im Regionalverband etwas in mir, obwohl ich oft stürzte und immer sehr viel Risiko einging. Was ich hatte: ein riesiges Kämpferherz. Wahrscheinlich hat das den Trainern imponiert.

Wann entwickelten Sie Ihren legendären Ehrgeiz?

Gute Frage. Meine Eltern sagen, ich hätte einmal nach einem Rennen von Marie-Theres Nadig, angeblich nach ihrem Olympiasieg 1972, gesagt, dass ich auch einmal so einen grossen Wettkampf gewinnen wolle. Diese Olympischen Spiele waren auch bei mir ein Auslöser, ich sammelte beim Beck immer die Bildli der Skigrössen. Ich investierte bereits damals sehr viel Zeit in meinen Lieblingssport. Nachdem ich die kaufmännische Ausbildung abgeschlossen hatte, war ich schon mit 17 Jahren im Weltcup dabei.

Gab es einen bestimmten Moment, beispielsweise als Sie zum ersten Mal im «Blick» auf Seite 1 waren, als Sie realisierten: Hey, ich bin ein Star?

So habe ich mir das nie überlegt. Es gab ein Europacup-Rennen, an dem

Maria Walliser hat tief in ihrem Fotoarchiv gewühlt – und Dutzende toller Bilder ausgegraben. Als Mädchen und als Sportlerin, als Medaillensammlerin und als Abfahrerin, als Mutter und als Familienmensch.

Sportlich

Erfolgreich

Schnell

Familienliebend

Tierlieb

Ikonisch

Fürsorglich

Sinnlich

auch bekannte Fahrerinnen wie Hanni Wenzel und Erika Hess mitfuhren, um FIS-Punkte zu sammeln, als ich mit noch nicht 17 mitten in die Weltspitze raste und Zweite wurde. Da interessierten sich die Journalisten erstmals für mich. Später hiess es immer, es sei klar gewesen, dass ich einmal so erfolgreich sein werde. Für mich war das nie so logisch gewesen, es ging einfach immer weiter.

Sie sollen schon früh sehr selbstbewusst gewesen sein.

Heisst es das? (lacht) Ich habe eher eine gewisse Naivität mitgebracht, machte mir gar nicht so viele Gedanken. Ich spürte intuitiv, dass ich mich nur mit Dingen beschäftigen sollte, die ich verändern kann, alles andere raubt Energie. Ich war auch immer brav, zumindest in den Medien kam das so rüber, das war mir ganz recht.

Sie waren wahnsinnig populär. Auch bei uns im Kinderzimmer hing ein Poster von Ihnen, wir himmelten Sie an, zumal Sie sehr attraktiv waren.

Das höre ich oft. Damals merkte ich das gar nicht so extrem. Ich war nie ein klassisches Ski-Schätzchen. Ich sei unnahbar, hörte ich manchmal, dabei bin ich das überhaupt nicht. Ich wurde halt so erzogen, dass man sich nicht auflehnt gegen das System, mein Vater war streng, er forderte Disziplin ein, das war damals so. Und das tat mir gut. So konnte ich mich auf das Skifahren konzentrieren. Lichterlöschen um 22 Uhr, das war okay, das störte mich nicht. Aber so heil war die Welt dann doch nicht, es gab auch Unruhe, weil ich so beliebt war.

Spürten Sie Eifersucht und Neid?

Ja, klar, alle wollten etwas von mir, alle schrieben positiv über mich. Das war unter uns Frauen nicht immer einfach, glauben Sie mir. Mich interessierte dieses Gstürm eigentlich nicht, vielleicht kam das teilweise kühl rüber, war aber nicht so gemeint.

Zupackend: Maria Walliser im eigenen Weinberg (Raphaela Pichler)

Es gab die legendäre Rivalität zu Michela Figini. Wie war es wirklich?

Oft will man leider immer noch versuchen, uns gegeneinander auszuspielen. Ich denke dann, wir wären im Jahr 1985. Aber es war nicht halb so schlimm, wie es dargestellt wird. Natürlich waren wir Konkurrentinnen, wollten beide gewinnen. Und wir waren gegensätzliche Typen, wie Schwarz und Weiss, aber das heisst doch nicht, dass wir uns gehasst hätten. Unsere unterschiedlichen Charaktere inspirierten uns auch. Wir lachten, wenn wir jeweils hörten und lasen, was wieder über uns und unsere angeblichen Streitereien gesagt und geschrieben wurde. Wir schreiben uns heute immer noch auf WhatsApp.

Sie brauchten sich gegenseitig, um so gross zu werden.

Vielleicht. Wobei: nicht unbedingt. Was stimmt: Wir profitierten voneinander. Nach den Olympischen Spielen 1984, an denen ich mit fünf Hundertstel Rückstand auf Michela Zweite wurde, hatte ich Mühe. Das tat weh, es fühlte sich wie eine harte Niederlage an, obwohl so eine Silbermedaille als 20-Jährige ja grossartig war. Ich haderte mit der Vorgeschichte, weil das Rennen am Tag zuvor nach sieben Fahrerinnen abgebrochen worden war. Michela war schon unten, sie lag nicht in Führung, ich wäre mit der Nummer 11 am Start gewesen. Diese sieben Fahrerinnen hatten also eine Rennfahrt mehr. Und nach dem Abbruch wegen schlechtem

Versonnen: Maria Walliser zu Hause in Malans im Garten (Raphaela Pichler)

Wetter ging es in unserem Team nur darum, was nun mit den Skiern von Michela passiert. Niemand interessierte sich für mich, ich heulte hinter dem Container am Boden im Schnee. Und am nächsten Tag war Michela halt diese fünf Hundertstel schneller.

Wie verarbeiteten Sie dieses Erlebnis?

Es brauchte die nächste Saison, um zu realisieren, dass ich nur auf mich schauen muss. Direkt nach den Olympischen Spielen wechselte ich die Skimarke, viele Ausrüster waren interessiert. Ich entschied mich für Völkl, weil mir dieser Ski am besten passte. Das war eine sehr gute Wahl.

Es folgte eine sensationelle Karriere mit vielen Siegen und Titeln.

Aber Olympiasiegerin wurde ich nie, obwohl das viele denken. Während meiner zehnjährigen Weltcupzeit gab es nur 1984 und 1988 Olympische Winterspiele, dabei wurde ich einmal Zweite und zweimal Dritte. Die Spiele 1988 in Calgary waren sowieso eine Achterbahnfahrt der Gefühle. Ich ging als Favoritin in Abfahrt und Super-G an den Start, holte jedoch Bronze in Kombination und Riesenslalom. Das war verrückt und hat mich sehr stolz gemacht. Leider war ich in der Abfahrt wegen des Wetters chancenlos. Ich hängte solche Sachen nie an die grosse Glocke, wollte eine faire und gute Sportlerin sein. Und wir wurden damals auf Schritt und Tritt verfolgt, da war es besser und klüger, wenn man sich anständig verhielt.

Wir stellen uns gerade vor, wie extrem Sie und Ihr Leben heute auf Social Media verfolgt und beleuchtet werden würden.

Heute können die Sportlerinnen selbst auf ihren Kanälen bestimmen, wie viel und welche Emotionen sie preisgeben wollen. Das finde ich cool. Wir mussten viel mehr Medienarbeit leisten, es gab damals ganze Kolonnen von Journalisten, die alle mit uns reden wollten. Dann kamen die Fanklubs, die auch immer da waren, der Rummel war gewaltig. Eine Lara Gut-Behrami kann sich heute sehr gut abschotten, obwohl sie dermassen erfolgreich ist. Bei uns war auch im Sommer oft ein Fotograf in der Nähe, der uns im Bikini ablichten wollte. Und was Liebesgeschichten anging: Ich war relativ früh vergeben, meinen Mann Guido lernte ich schon 1982 kennen.

«EINE LARA GUT-BEHRAMI KANN SICH HEUTE SEHR GUT ABSCHOTTEN, OBWOHL SIE DERMASSEN ERFOLGREICH IST»

Heute gibt es eine grosse Genderdebatte, die Schlagzeilen und Bilder sind anders als vor vierzig Jahren. Gab es damals unangenehme oder gar sexistische Vorfälle?

Wenn die Fotografen uns in der Badi oder an einem See auflauerten, das war schon grenzwertig. Heute würde man sagen, das gehe nicht. Aber wir waren die «Skimeitli», so betitelte man uns ja auch. Ich fühlte mich jedoch nie angegriffen als Frau oder schlecht behandelt. Es war einfach eine andere Zeit.

Wie gingen Sie mit dem immensen Druck um?

Ich fokussierte mich wie schon gesagt stark auf Einflüsse wie Yoga, die damals noch nicht so populär waren. Der mentale Aspekt war mir wichtig, mein Gepäck war immer sehr schwer, weil ich so viel Literatur gelesen habe. Eine Stärke von mir war, dass ich mich extrem gut auf den Wettkampf konzentrieren konnte.

Es gibt das berühmte Zitat von Ihnen, dass Sie lieber Zweite hinter einer Amerikanerin werden als hinter einer

Strahlend: Maria Walliser an der Ski-WM 1987 in Crans-Montana (Keystone)

Schweizerin. Das ist nicht erfunden worden?

Nein, nein, das war doch nur ehrlich. Man erwartete Siege von mir. Und wenn man, gerade an einem bedeutenden Anlass, Zweite wird und trotzdem beste Schweizerin, ist das besser für die Resonanz im eigenen Land, als wenn man von einer Teamkollegin geschlagen wird.

Heute können Sie es ja sagen: Denken Sie, durch die riesigen Erfolge seien Sie manchmal auch eine Diva gewesen?

(lacht) Das müssen Sie nicht mich fragen. Okay, ich weiss, worauf Sie hinauswollen, das wurde ja ab und zu behauptet. Vielleicht entstand das, weil ich eine Art Schutzschild aufbaute, um in Ruhe meine Arbeit zu erledigen. Ich war kontrolliert in der Öffentlichkeit, leistete mir keinen emotionalen Ausbruch. Andere reagierten da aggressiver und liessen es die Journalisten auch mal wissen, wenn eine doofe Frage gestellt wurde.

Dann finden Sie die Frage, ob Sie sich nie etwas Unvernünftiges geleistet haben, hoffentlich nicht doof.

Nein, keine Sorge. Und sonst würde ich es nicht sagen. (lacht) Aber, nein, ich hob nie ab, blieb bescheiden, wurde auch nie von den Medien verrissen. Ehrlich: Ich war mega lieb zu allen, gab auch auf die dümmsten Kommentare eine nette Antwort, war nicht schnippisch.

Und warum beendeten Sie schon mit 26 Ihre fantastische Karriere? Sie hätten ja noch ein paar schöne Jahre im Weltcup vor sich gehabt.

Zehn Jahre ganz oben, mit all den Entbehrungen, waren einfach genau richtig für mich. Es war sehr stressig, wir waren in den Achtzigern wirklich im ganzen Land bekannt, das war krass. Ich erinnere mich, wie Rivella uns Skifrauen als Pappfiguren für zu Hause anbot. Wir waren dann in Lebensgrösse im Wohnzimmer oder im Schlafzimmer. Wir hatten kaum eine ruhige Minute, das zehrt an einem. Und dann gab es eine sonderbare Geschichte, über die ich noch gar nie richtig gesprochen habe.

Das tönt interessant.

Ich erzählte das nie, weil ich nicht wollte, dass daraus eine Schlagzeile gemacht und die Aussage verdreht wird. Es war so: Nachdem ich die erste Abfahrt meiner letzten Saison in den USA gewonnen hatte, fühlte ich mich bei den nächsten Rennen in Kanada sehr schlecht. Ich wurde krank, hatte einen Infekt, extreme Magenschmerzen, es ging mir richtig mies. Und in diesem Hotel waren damals alle aus dem Weltcup, aber nur ich hatte diese extremen Symptome. Heute würde man wohl mit Verschwörungstheorien kommen, damals haderte ich einfach mit dem Schicksal. Im Spital in Calgary wollten sie mich zuerst gar nicht heimfliegen lassen, weil mein Zustand so miserabel war.

Wie ging diese Geschichte weiter?

Ich ging in der Schweiz zu mehreren Spezialisten, das war rund um Weihnachten 1989, doch die Magen-Darm-Geschichte war sehr hartnäckig. Irgendwann fiel es mir wie Schuppen vor den Augen, dass es sich nicht lohnt, die Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Und ich war eben bereits zehn Jahre im Weltcup dabei gewesen. Als ich meinem Partner und späteren Ehemann Guido, meiner Familie und den Ausrüstern mitteilte, dass ich Ende Saison aufhören werde, verstand das niemand. Alle wollten mich umstimmen.

Kamen Sie nicht ins Zögern?

Zuerst überhaupt nicht, im Gegenteil. Ich fühle mich wie befreit, nachdem ich meinen Rücktritt verkündet hatte, war auch wieder fit und fuhr schnell. Leider konnten die letzten Abfahrten in Schweden wegen schlechten Wetters nicht gefahren werden. Ich hatte dank Streichresultaten, die es damals noch gab, sogar die Chance, die Abfahrtskugel noch einmal zu gewinnen. Die Männer durften fahren, aber unsere Abfahrten wurden abgesagt, weil es angeblich zu gefährlich für uns Frauen gewesen sei. Das ärgerte mich, weil ich mich gerne mit einem Sieg verabschiedet hätte. Dieses Erlebnis am Weltcupfinale in Schweden bestärkte mich aber in meiner Entscheidung.

Warum?

Weil ich fand, dass wir Frauen einen Nachteil hatten, das störte mich. Ich kann Ihnen ein anderes Beispiel nennen. Einmal wurden wir Frauen nach Kitzbühel eingeladen und hätten die Streif runtersausen dürfen. Dann hiess es dort, der Schluss der Abfahrt sei doch zu viel Risiko für uns, schliesslich wurde die Strecke sogar ganz geschont für die Männer, wir mussten wieder heimgehen. Sie wollten uns nicht. Der Berg gehört den Männern, das war die Botschaft.

«ICH DENKE, SIRI BLIEBEN ZWEI, DREI SCHWIERIGE OPERATIONEN ERSPART, WEIL WIR GUT VORBEREITET WAREN»

Verzichteten Sie nicht auf sehr viel Geld, weil Sie schon mit 26 aufhörten?

Möglicherweise, aber daran dachte ich nicht. Es waren wunderbare Saisons, die ich erlebt habe. Aber ich war bereit für einen neuen Abschnitt in meinem Leben. Ich hatte mit meinen Ausrüsterfirmen Leistungsprämien vereinbart, für eine Goldmedaille gab es beispielsweise 40 000 Franken, so habe ich das in Erinnerung. Vieles lief aber auch über Swiss-Ski, zudem hatten wir Sponsoren, zum Beispiel für den Helm. Ein Jahr lang hatte ich den bekannten Manager Marc Biver engagiert, doch mir war es immer am wohlsten, wenn ich die Gespräche mit möglichen Partnern selber führte. Dank meiner Karriere konnten wir uns das wunderbare Haus in Malans leisten, uns geht es gut, ohne dass wir im Luxus leben würden. Und mir war es sowieso immer wichtig, das Ende meiner Laufbahn selbst bestimmen zu können und nicht vom Nachwuchs überholt oder durch eine Verletzung nach einem Unfall dazu gezwungen zu werden.

Hatten Sie denn viele Stürze?

Klar, sehr viele, vor allem in jungen Jahren, ich fuhr sehr aggressiv und draufgängerisch. Aber das Knie hatte ich nie kaputt, ich war beweglich und kräftig, vielleicht auch, weil ich eben Yoga ausprobierte und meinen Körper und Geist immer sehr gut und vielseitig pflegte.

Was fühlten Sie nach dem letzten Rennen?

Das gab es ja so gesehen gar nicht, weil die Abfahrten in Schweden nicht stattfanden. An diesem Abend ging es mir hundeelend, wir reisten überstürzt ab, mussten in Stockholm übernachten, weil wir den Flug zurück in die Schweiz nicht mehr erreichten. Das war alles sehr traurig. Aber ich bin grundsätzlich ein positiver Mensch, deshalb freute ich mich vor allem auf alles, was kommen würde. Der Rücktritt fühlte sich richtig an.

Und wie war das mit der Schauspielschule in den USA?

Arthur Cohn, der berühmte Produzent, meinte, ich hätte das Potenzial, eine Schauspielerin zu sein. Mit ihm bin ich bis heute befreundet. Die Schauspielschule in Los Angeles und in New York war der Hammer. Ich verliess meine

SKI-IKONE, VOLLZEIT-MAMA, FOLSÄURE-STIFTUNG-PRÄSIDENTIN

Maria Walliser empfängt im August zum Gespräch im Golfclub Bad Ragaz. Sie ist freundlich, charmant und aufgestellt – und nimmt sich viel Zeit für das Treffen mit SPORTLERIN. Viele Interviews gibt sie nicht mehr, die 59-Jährige hat sich schon seit längerer Zeit aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Sie führt ein sehr erfülltes Leben, ist sportlich immer noch äusserst aktiv, steigt beispielsweise auf Bergspitzen, betreibt Yoga, spielt Golf, wandert regelmässig und fährt natürlich im Winter viel Ski.

Geboren in Mosnang im Toggenburg, etablierte sich Maria Walliser früh als eine der besten Skifahrerinnen der Schweiz. Sie fuhr knapp zehn Jahre im Weltcup und feierte ausser im Slalom in allen Disziplinen Siege. Insgesamt setzte sie sich zwischen 1983 und 1990 in 25 Weltcuprennen durch. Walliser gewann fünf kleine Kristallkugeln in vier Disziplinen – und triumphierte auch zweimal im Gesamtweltcup. An der WM in Crans-Montana 1987 gewann sie Gold in Abfahrt und Super-G sowie Bronze im Riesenslalom. Zwei Jahre später wurde sie in Vail erneut Weltmeisterin in der Abfahrt. An den Olympischen Spielen gewann sie 1984 in Sarajevo Silber in der Abfahrt, vier Jahre später in Calgary holte sie Bronze im Riesenslalom und in der Kombination.

Maria Walliser war nicht nur wegen ihrer Erfolge enorm populär. Sie war auch stets angenehm im Umgang und wurde wegen ihrer Attraktivität und sympathischen Ausstrahlung verehrt. 1986 und 1987 wurde sie zur Schweizer Sportlerin des Jahres gewählt. Zusammen mit Vreni Schneider, Erika Hess und Michela Figini gehörte sie zum besten Frauen-Skiteam der Schweizer Geschichte. 1990 beendete Walliser ihre Karriere noch vor dem 27. Geburtstag, kurz darauf heiratete sie ihren Partner Guido Anesini. Eigentlich wäre eine zweite Karriere Wallisers vorgesehen gewesen in den Bereichen PR und Werbung, Kommunikation und Marketing, sie ging auch auf eine Schauspielschule nach Los Angeles und New York. Doch als ihre Tochter Siri 1991 mit einem offenen Rücken geboren wurde, konzentrierte sie sich auf ihre Rolle als Mutter.

(Keystone)

Seit dem Jahr 2000 ist Maria Walliser Präsidentin und Botschafterin der Stiftung Folsäure Schweiz und setzt sich stark dafür ein, dass Frauen und Männer Bescheid wissen über Risiken und Folgen eines Folsäuremangels. Damit es nicht wie bei Siri zu einer Spina bifida, einer Spaltung der Wirbelsäule, kommt. Siri hat die vielfältigen Herausforderungen ausgezeichnet gemeistert, ist mittlerweile 30 Jahre alt und arbeitet als Juristin. Wallisers zweite Tochter Noemi ist fünf Jahre jünger als Siri und war einst ein Skitalent. Seit 1987 lebt Maria Walliser in Malans. Dort findet auch der Fototermin für SPORTLERIN statt – inklusive Besuch ihres Weinbergs gleich hinter dem Haus.

Mehr Informationen zur Folsäure-Stiftung:
www.stiftung-folsäure.ch

Komfortzone, und es machte mir auch Spass, stundenlang durch diese zwei Weltstädte zu laufen, ohne erkannt zu werden. Die Ausbildung war umfassend, aber schon auf dem Rückflug in die Schweiz war für mich klar, dass ich das nicht machen kann. Ich hätte Guido, der während der Karriere oft auf mich hatte warten müssen, wieder allein in der Schweiz gelassen. Ich fühlte, dass die Schweiz meine Heimat ist. Ich war auch immer stolz gewesen, wenn ich die Fahne sah, die Hymne gespielt wurde oder sich die Menschen über Erfolge von mir freuten. Patriotin halt!

Können Sie heute unerkannt durch Städte wie Zürich oder Bern laufen?

Ja, Schweizerinnen und Schweizer sind zurückhaltend. Natürlich werde ich ab und zu erkannt. Und in den Bergen ist es immer noch so, dass mich sehr viele Leute ansprechen.

«DER BERG GEHÖRT DEN MÄNNERN, DAS WAR DIE BOTSCHAFT»

Nach der Geburt Ihrer Tochter Siri, die 1991 mit offenem Rücken zur Welt kam, konzentrierten Sie sich auf Ihre Rolle als Mutter. Das war ein tiefer Einschnitt in Ihrem Leben. Wie sehr hat Ihnen die Beeinträchtigung Ihrer Tochter zu Beginn den Boden unter den Füssen weggezogen?

Es wäre nicht gut gewesen, wenn das passiert wäre. Wäre ich nicht voll da gewesen, hätte ich nicht alles für unsere Tochter tun können.

Wann wurde der offene Rücken bei Siri erstmals diagnostiziert?

Damals war die Diagnostik nicht so weit. Heute kann man das anhand der Nackenfalte schon ab der 10. Schwangerschaftswoche erkennen, auch Trisomie 21 zum Beispiel stellt man früh fest. Bei Siri war es so, dass lange nichts zu sehen war, weil auf der Wirbelsäule eine Blase lag. So war der offene Rücken erst in der 31. Schwangerschaftswoche zu erkennen. Es ist eine Ausstülpung des Rückenmarks, die Wirbelsäule ist nicht geschlossen. Das passiert ungefähr am 28. Tag der Schwangerschaft. Ich will nicht zu wissenschaftlich klingen, aber bezüglich des offenen Rückens und der Bedeutung der Folsäure weiss ich wirklich viel.

Sie sind seit sehr langer Zeit Präsidentin und Botschafterin der Stiftung Folsäure Schweiz…

… ja, weil das so wichtig ist beim Kinderwunsch. Frau und Mann müssen mit der Prophylaxe des Vitamins Folsäure schon drei Monate vor der Schwangerschaft beginnen. Das war vor dreissig Jahren noch nicht so bekannt. Dank Studien weltweit und der Aufklärung unserer Stiftung wissen Frauen heute viel besser Bescheid. Ich finde es enorm wichtig, dass die Bevölkerung die Wichtigkeit dieses Lebensvitamins kennt, und zwar auch, wenn man älter ist. Das erkläre ich gerne an all den Veranstaltungen, bei denen ich als Botschafterin und Präsidentin der Stiftung Folsäure unterwegs bin. Unsere Tochter Siri hat ungewollt mitgeholfen bei dieser Öffentlichkeitsarbeit.

Wie war es zu Beginn mit Siri?

Ich war froh, dass die Medien das sehr zurückhaltend thematisierten. Vielleicht war das eine Art Lohn und Dankbarkeit, weil ich als Skifahrerin immer nett gewesen war zu allen. Es gab für mich nur noch das Baby, alle Pläne für eine zweite Karriere interessierten mich nicht mehr.

Gab es Zeiten, in denen Sie eine Überforderung spürten und dachten, Sie würden das nicht schaffen?

Ich war tough, sonst hätte es nicht geklappt. Vor allem in therapeutischen, medizinischen und spitaltechnischen Dingen. Man muss stark auftreten und für sich und vor allem für das Baby einstehen, wenn das Kind an so vielen Stellen herumgereicht und untersucht wird. Ich schob Riegel vor, wenn ich das für notwendig hielt, ich war resolut, wenn es die Situation erforderte. Und ich habe mir alle möglichen und unmöglichen medizinischen Aspekte angeschaut, auch Alternativmedizin. Ich denke, Siri blieben zwei, drei schwierige Operationen erspart, weil wir gut vorbereitet waren.

Wie war es im Alltag, als Siri ein Baby und Kleinkind war?

Am Anfang hatten wir einen speziellen Buggy, später bauten wir ein Dreirad um, es gab ein Rollbrett, auf dem Siri liegen konnte. Sie war jeden Tag bei uns, aber sie hatte schon immer einen starken Kopf. Nach der 6. Klasse ging sie weg von unserem Wohnort Malans, wir suchten ein rollstuhltaugliches Gymnasium, fanden aber im ganzen Kanton Graubünden keines. Und so ging Siri nach Appenzell, sechs Jahre lang, dort gab es im Gymnasium immerhin einen Warenlift in alle Stockwerke und ins Internat. Jeden Sonntagabend brachte ich sie, am Freitagabend holte ich sie nach Hause.

Sind heute mehr Schulen rollstuhlgängig?

Nicht unbedingt, wenn es um Altbauten geht. Für ein so fortschrittliches Land wie die Schweiz ist die Situation bezüglich Inklusion und Integration immer noch schwierig. Das ist belastend für betroffene Menschen. In öffentlichen Gebäuden sollte behindertengerechter Zugang selbstverständlich werden. Wir dürfen bei Inklusion nicht nur an Menschen im Rollstuhl denken, sondern auch an Mütter mit Kinderwagen und ältere Generationen mit Rollatoren. Es muss sich noch einiges ändern, auch in Stadien und in Sporthallen.

Was war für Sie in all den Jahren mit Siri am schwierigsten und prägendsten?

Ich empfand das nie als Belastung. Es war eine schöne Aufgabe. Und auch eine Aufgabe, die Struktur von mir verlangte. Es gab so viele Termine mit Siri, ich war Therapeutin und ein Taxiunternehmen, ich war aber vor allem an erster Stelle Mami. Wir hatten ein gutes Umfeld, aber klar war das streng. Deshalb dauerte es auch fünf Jahre, bis unser zweites Kind zur Welt kam. Wir entschieden uns dafür, weil wir Vertrauen hatten und weil wir alles gut überwachen konnten während der Schwangerschaft. Es war zu Beginn sehr intensiv mit den Mädchen, aber das hatten wir ja gewusst. Ich war mir vorher nicht sicher gewesen, ob ich das schaffen und genügend Liebe für zwei Kinder haben würde. Aber man sagt ja: Die Liebe vermehrt sich, je öfter wir sie teilen.

«ABER MAN SAGT JA: DIE LIEBE VERMEHRT SICH, JE ÖFTER WIR SIE TEILEN»

Wie ging es mit Siri nach den sechs Jahren in Appenzell weiter?

Sie studierte Rechtswissenschaften und ist heute Master in Law. Sechs Jahre wohnte sie ab 2011 alleine in einem kleinen Zimmer im Paraplegikerzentrum in Nottwil und ging an die neue Universität in Luzern. Auch dort aber ist nicht alles perfekt für Menschen im Rollstuhl. In Vorlesungen sass Siri ganz alleine weit oben und weit weg von den anderen. Oder sie war zwei Stöcke tiefer ganz unten, beim Eingang für die Dozenten. Aber Siri ist so stark, das hat ihr nichts ausgemacht. Das Leben war und ist für sie voller Herausforderungen, die sie annimmt und bewältigt.

Wie geht es Siri heute?

Sehr gut. Sie ist 30 Jahre alt, lebt in Malans, ist seit vier Jahren verheiratet, hat mit ihrem Mann eine schöne Wohnung, zwei Katzen und einen Hund. Siri arbeitet als Juristin beim Kanton Graubünden. Aber für mich ist es schwieriger als früher.

Inwiefern?

Weil ich die Kontrolle nicht mehr habe, was ja eigentlich sehr gut ist. Die guten Ratschläge vom Loslassen sind mir ein bisschen suspekt. Als Mutter finde ich das ohnehin schwierig. Und es gibt immer wieder neue Punkte, die wichtig für Siri sind, da wälze ich mich manchmal stundenlang im Bett und mache mir Sorgen.

Wie war es für die jüngere Tochter Noemi, als sie realisierte, dass ihre ältere Schwester an den Rollstuhl gebunden ist und viel Aufmerksamkeit erhält?

Es gibt einen spannenden Blog auf der Website des Paraplegikerzentrums Nottwil, bei dem alle vier Familienmitglieder ausführlich zu Wort kommen. Es war manchmal schwierig, aber es war auch schön, weil wir uns alle sehr nahe stehen. Noemi ging später ans Sportgymnasium Davos, sie war ein Skitalent. Es war aber auch sehr früh klar, dass es kein Vorteil war, die Tochter von Maria Walliser zu sein. Sie fuhr zwar unter dem Namen Anesini, so heisst mein Mann, aber alle in der Szene wussten, wer sie ist. Nach ihrer Rennzeit wechselte Noemi ins Skilehrerbusiness, heute ist sie als Expertin bei Swiss Snow Sports genau am richtigen Platz.

Warum sind Sie eigentlich nie Trainerin geworden?

Das war eine Zeitfrage. Aber ich habe interessante Sachen gemacht, etwa mit Markus Ryffel das Nordic Walking in der Schweiz gepusht. Und meine vielen Ausbildungen auch in Bereichen wie Aquafit, Sportmassage, Atemtherapie, Meditation und vielen weiteren Gebieten haben auch privat zu einer wertvollen Erkenntnis geführt: Eine Therapeutin im Haus gefällt der ganzen Familie.

In ein Burn-out gerieten Sie nie?

Dafür hatte ich gar keine Zeit. Achtsamkeit ist ein viel zitiertes Wort geworden, und es ist tatsächlich sehr wichtig, dass die Energiequellen nicht versiegen.

Familienmensch: Maria Walliser in der Küche (Raphaela Pichler)

Wie gingen Ihr Mann und Sie als Paar durch diese teilweise schwierigen Zeiten?

Wir hatten stets einen guten Rhythmus und eine klare Arbeitsteilung. Guido ist stark in finanziellen Dingen, er war Banker und dreissig Jahre Generalagent bei einer Versicherung. Er regelte Siris Behördengeschichten. Guido ist neun Jahre älter als ich, er arbeitete bis 67 und ist heute in Pension. Das sind grosse Veränderungen. Guido ist jetzt viel mehr zu Hause, ich habe weniger Zeit für mich alleine im Haus (schmunzelt).

Grundsätzlich sind Sie aber zufrieden mit Ihrem Leben?

Wie ist Ihr Eindruck nach unserem langen Gespräch?

Ein sehr positiver. Aber man sieht ja nie in einen Menschen rein.

Das Thema Balance treibt mich um. Aber es geht uns gut, wir sind gesund, haben tolle Hobbys und keine finanziellen Sorgen. Heute Morgen war ich zu Besuch bei einem Bekannten, der an Knochenmarkkrebs erkrankt ist. Letztes Jahr stürzte meine Freundin in den Bergen ab. Das macht mich unheimlich sensibel und traurig. Ich habe Mühe, solche Schicksale anzunehmen. Darum versuche ich, jeden Tag als guten Tag abzuschliessen und dankbar zu sein. Ich möchte dabei immer vorwärts gehen, so ist mein Naturell. Die Flügel lasse ich mir nicht stutzen.

Fabian Ruch *wuchs in den Achtzigerjahren auf. Damals interessierte er sich sehr für Ski, war ein Fan von Peter Müller – und als Bub gar nicht mal so heimlich in Maria Walliser verliebt. Seine grosse Sportliebe gilt dem Ball (Fussball und Fussball und Fussball, Tennis, Golf). Und er mag auch US-Sport, Eishockey, Snooker, Schach – sowie Poker (ist das Sport?).*